

Sonderabdruck
aus der
Praehistorischen Zeitschrift IV Heft 1/2 1912

Bibliothèque Maison de l'Orient



150113

Der Grabfund von Lübsow bei Greifenberg i. P.

Von E. Pernice

I.

Tafel 10—14.

Unter den Funden der frühromischen Eisenzeit, die in Norddeutschland gemacht sind, ist der Fund des „Römergrabes“ von Lübsow bestimmt, durch die Reichhaltigkeit, die Kostbarkeit und den künstlerischen Wert seines Inhaltes einen der ersten Plätze einzunehmen. Ein besonders glücklicher Zufall hat es gefügt, dass der Fund, von dem Finder zunächst achtlos beiseite geworfen, kurz nach seiner Entdeckung in die Hände des jetzigen Besitzers gelangte, der alle Nachrichten, die über die Einzelheiten der Auffindung noch zu gewinnen waren, sorgfältig sammelte und mit der Leidenschaft eines begeisterten Liebhabers alter Kunstwerke keine Mühe scheute, um zu retten, was noch zu retten war. Hierfür wie für die Liberalität, mit der er die Veröffentlichung seines Schatzes gestattet hat, darf er sich des aufrichtigen Dankes der Archäologen versichert halten.

I. Die Fundstelle und die Grabanlage

Der Platz, an dem der Fund gemacht worden ist, liegt in unmittelbarer Nähe des Dorfes Lübsow, 4 km östlich von der Stadt Greifenberg an der Stettin-Kolberger Bahn, auf einer der vielen flachen Bodenerhebungen, die für die dortige Gegend charakteristisch sind. Die Erhebung fällt allmählich nach Norden zu ab und senkt sich über Wiesengelände dem Lübsowbach zu, der in die Rega fließt. Auf diesem Hügel, an der auf dem beigegebenen Kartenausschnitt durch ein Kreuz bezeichneten Stelle, stiess am 7. Sept. 1908 der Bauer Volkmann mit dem Pfluge auf eine ausgedehnte und tiefe Lage von grossen Feldsteinen¹⁾. Da der sehr sandige Ackerboden sonst nirgends grössere

1) Ich benutze hier und im Folgenden die an Ort und Stelle gemachten Notizen des jetzigen Besitzers.

Steine aufwies, wurde er aufmerksam und begann die gesamte Steinlage auszuheben.

Nach seinen Angaben lagen die oberen Steine dicht und ohne Ordnung übereinander gepackt; in etwa $1\frac{3}{4}m$ Tiefe stieß er sodann aber auf einige längere flache Steine, die eine durch besondere Anordnung der Steine hergestellte Steinkammer bedeckten, und unter ihnen mit dem Spaten auf metallene Gefässe, die ihrerseits vollständig in dem wahrscheinlich durchgesickerten feinen Sande eingebettet waren. Da er diese Gegenstände für wertlos hielt, ging er mit dem Spaten nicht vorsichtig genug um und beschädigte daher fast alle Fundteile. Er warf sie sodann achtlos in das an die Stelle angrenzende Stück Serradella, wo sie über Nacht zum 8. IX. 08 unbeachtet liegen blieben, „bis ich am Morgen zufällig in der Nähe vorbeikam und von



Abb. 1. Ausschnitt aus der Generalstabskarte Sektion Greifenberg.

einem Unteroffizier auf die im Acker liegenden Gegenstände aufmerksam gemacht wurde“.

„Auf Befragen erklärte der Bauer Volkmann, die sämtlichen Teile hätten nebeneinander auf einer durch oben flach behauene Steine hergestellten Fläche gestanden; um sie herum an den Seiten seien wiederum Steine aufgebaut gewesen, und die so entstandene Höhlung (Steinkiste) sei durch flache lange Steine oben bedeckt gewesen.

Auf die Frage, ob er auch Anzeichen von verbranntem Holz entdeckt hätte, erklärte er, dass ihm unterhalb der Steinlage, auf der die Fundstücke standen, eine dünne, schwarze Schicht aufgefallen sei. Bei weiterem Durchsuchen des ausgehobenen Sandes fanden sich denn auch Überreste verkohlten Holzes.

Die tönernerne Urne, von der nur Bruchstücke vorhanden sind, hätte am Ende der Höhlung gestanden und sei bei Berührung auseinandergefallen. Sie habe Asche enthalten. Spiegel und Kristallschalen seien ganz gewesen. Der Spiegel hätte an der Hinterseite eine Holzplatte gehabt, die auseinandergefallen sei. Teile davon wurden später auch aus dem Sande geholt.“

„Nach Eintreffen am Fundort,“ so berichtet der jetzige Besitzer, „grub ich vorsichtig weiter und liess den bereits von dem Bauern ausgehobenen Sand aufmerksam durchsieben.“

„Ein grosser Teil der in Massen ausgehobenen meist kubisch geformten Steine war einseitig von Menschenhand in grober Weise behauen. Einzelne der untersten Steine zeigten Spuren von Feuer, waren geschwärzt und bröckelten leicht ab. Sie lagen bis 2 m Tiefe, wo unter dem sehr feinen (Schwemm-) Sande der harte gewachsene Lehmboden begann, und in einer Ausdehnung von etwa 6 qm. Es wurde in weitem Umkreise so weit gegraben, bis ich sicher war, dass keine Steine mehr vorhanden waren. Es fanden sich beim Durchsieben des bereits ausgehobenen Sandes fast alle Splitter der beiden Kristallschalen, sämtliche Fibulae, die Becherhenkel sowie die kleinen Silberteilchen des Hornes.

Alle Silberteile waren vollständig mit Grünspan überzogen.“

So dankenswert diese Notizen sind, sie geben leider auf viele wichtige Fragen keine Antwort. Sicher ist zunächst, dass die Anlage sehr bedeutend gewesen ist; das verrät die durch die Steine bedeckte Grundfläche deutlich. Ausserdem muss über der Decke des Grabes, die durch die längeren flachen Steine hergestellt war, ein Steinhügel aufgeschüttet gewesen sein, eine Eigentümlichkeit, die durchaus nichts Unwahrscheinliches hat und durch zahlreiche Gräber der verschiedensten Zeiten belegt ist. Die flachen Decksteine selbst, deren Fragmente ich bei einem Besuche in Lübsow 1909 noch gesehen habe, waren etwa 15—25 cm hoch, durchschnittlich 35—40 cm breit und zeigen an der einen Seite muldenförmige Vertiefungen, als wenn sie ursprünglich zu anderen Zwecken, als Tröge oder dergleichen verwendet gewesen wären. Ihre Länge, die, weil die Steine quer über das Grab gelegt waren, zugleich über die Breite des Grabes einen annähernd richtigen Aufschluss gegeben haben würde, war aber nicht mehr festzustellen, da sie alle zerbrochen sind. Leider sind auch die übrigen Masse des Grabinneren unklar geblieben. Für die Länge habe ich mir nach ungefährender Schätzung des Finders 1,75 m notirt.

Aus den von dem Bauern zu einem grossen Haufen von ca. 8 cbm Inhalt aufgeschichteten Steinen waren die flachen ca. 6 cm hohen Bodensteine leicht herauszuerkennen, ebenso die grösseren, die zur seitlichen Aufmauerung des Grabes bestimmt waren; wohl der grösste, den ich von diesen habe messen können, war an der ziemlich glatt abgearbeiteten, dem Grabe zugekehrten Seite 75 cm lang und 55 cm breit. Die seitlichen Aufmauerungen waren also von beträchtlicher Stärke, was auch an Ort und Stelle bestätigt wurde, und sie erklären auch die 6 qm umfassende, mit Steinen bedeckte Fläche, von der in den erwähnten Notizen die Rede ist.

Die unklaren Auseinandersetzungen des Bauern über die dünne schwarze Schicht unter den Fundstücken liessen sich schliesslich, mit anderen neuen Mitteilungen zusammen genommen, auch wenigstens einigermaßen zu einem Sinn zurechtbringen. Nämlich entlang der ganzen Länge des Grabes in dessen Mitte war eine flache, nicht mit den flachen Bodensteinen gepflasterte Rinne angelegt, deren Vorhandensein mir mehrfach ausdrücklich bestätigt worden ist. Bei dieser Rinne erinnerte ich mich an Brandgräber des 5. Jahrhunderts

v. Chr. vor dem Dipylon zu Athen, in denen der Leichnam verbrannt wurde; hier waren mehrfach am Boden, der Mitte des Grabes entlang, und an den Schmalseiten sich fortsetzend, schmale Rinnen hergestellt; sie hatten den Zweck, dem im Grabe darüber liegenden Holz und dem Leichnam, der verbrannt werden sollte, Luft zuzuführen. Wenn das Grab von Lübsow auch ein solches Brandgrab gewesen wäre, würden sich Rinne sowohl wie Holzkohlenreste erklären lassen. Aber die Aschenschicht, die den Boden der athenischen Leichenbrandgräber bedeckt, ist so stark im Vergleich zu der Schicht, die auf dem Boden des Lübsower Grabes beobachtet wurde, dass man sich nicht entschliessen möchte, hier einen ähnlichen Vorgang von Leichenverbrennung anzunehmen, besonders darum nicht, weil dieser Fall bisher völlig vereinzelt dastehen würde.

Immerhin aber erscheint es mir nicht überflüssig, für künftige Fälle wenigstens die Frage zur Diskussion zu stellen. Wahrscheinlicher ist eine von C. Schuchhardt geäußerte Vermutung, nämlich dass die flache Rinne zur Aufnahme einer Holzbohle bestimmt gewesen sei, auf der wiederum Querbretter festgenagelt waren, so dass der Grabboden ganz mit Holz bedeckt war. Schuchhardt vermutet weiter, dass auch die Wände des Grabes mit Holz verkleidet gewesen sind, das gegen die ohne festen Verband übereinander gelegten Steinwände einen wirksamen

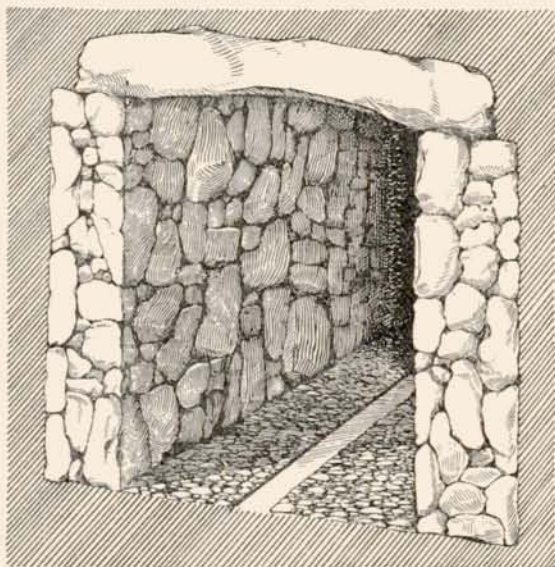


Abb. 2. Versuch einer Wiederherstellung des Grabes.

Halt bieten sollte, und nannte mir dafür Fälle aus eigener Beobachtung. Leider ist eine Bestätigung dieser Vermutung völlig ausgeschlossen. Ganz gesichert aber ist das Vorhandensein von Kohlenresten im Inneren des Grabes, sowohl durch die mündlichen Aussagen als durch den einen Fuss des grossen Eimers, der, wie weiter unten dargelegt werden wird, im Grabe auf den Kopf gestülpt gestanden hat. An ihm nämlich war eines der Löcher (auf der Taf. 11 erkennbar) mit Holzkohle angefüllt. Man darf aus dieser Beobachtung wohl mit Sicherheit schliessen, dass nach der Beisetzung der Urne mit den Gebeinen der auf besonderem Ustrinum verbrannten Leiche Brandopfer am Grabe dargebracht wurden, deren brennende Reste in das Grab geworfen wurden.

Nur eine ungefähre Anschauung des Grabes soll die beigegebene Rekonstruktion vermitteln (Abb. 2), in der alle Notizen über den ehemaligen Zustand des Grabes (bis auf den über dem Grabe aufgetürmten Tumulus) verwertet sind.

Ausser diesem Grab muss noch mindestens eines aus derselben Zeit in dem Hügel angelegt gewesen sein; aus ihm sind erhalten eine grosse bronzenne Schüssel, der fragmentierte Beschlag eines bronzenen Trinkhorns und Reste von bronzenen Kettengliedern, Fundstücke, die heute im Provinzialmuseum zu Stettin aufbewahrt werden.¹⁾ Wahrscheinlich aber ist, dass der Hügel noch von weiteren Gräbern römischer Zeit durchsetzt ist, und eine planmässige Durchforschung des Hügels würde wohl sicher weitere Anlagen zum Vorschein bringen. Dass in späteren Jahrhunderten der Hügel als Bestattungsplatz wiederverwendet wurde, beweisen die Funde von Scherben und

Urnenbeisetzungen wendischer Zeiten, über die ich jedoch Genaueres nicht zu berichten weiss, da mir die Zeit zu Untersuchungen an Ort und Stelle fehlte.

Für die Anordnung der Gefässe im Grabe war die Auskunft des Finders, die sämtlichen Teile hätten nebeneinander auf der gepflasterten Bodenfläche gestanden, von vornherein nur mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Gewisse Spuren an verschiedenen Gefässen widerlegen diese Vorstellung vollends und führen wenigstens für einige der Hauptfundstücke zu ganz gesicherten

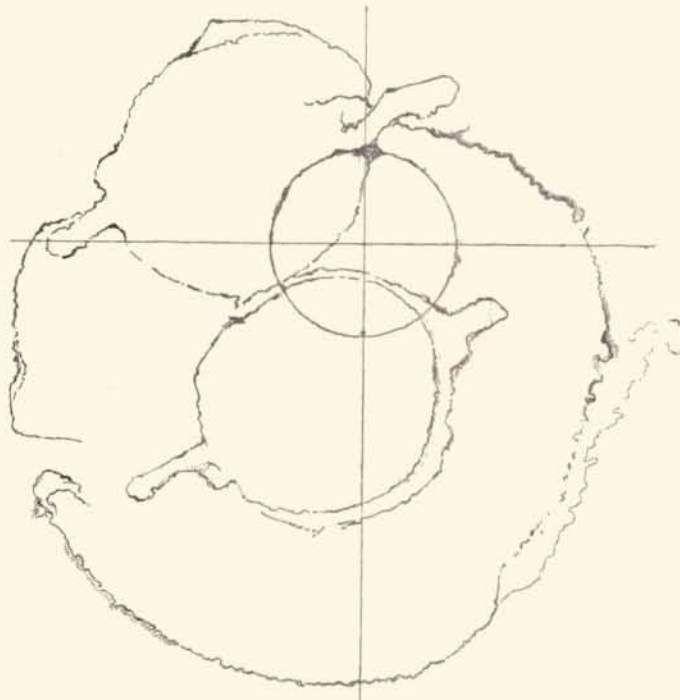


Abb. 3. Spuren von Gefässabdrücken im Innern der Schüssel.
Der Kreuzungspunkt der Linien mit dem Kreise herum
bezeichnet die Mitte. Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Resultaten. Im Innern der grossen Schüssel nämlich bemerkt man (s. die beigefügte Skizze Abb. 3) zwei gleich grosse kreisrunde Ränder, die dadurch entstanden sind, dass hier zwei Gefässe lange Zeiträume hindurch gestanden haben und durch Patinierung an dem Metall festgewachsen sind. Die beiden Gefässe können nach dem Durchmesser der Standspuren (ca. 0,09) nur die beiden Silberbecher gewesen sein, die aber auf dem Kopf gestanden haben. Das wird dadurch weiter bestätigt, dass man in der dichten Patina auch die Stellen deutlich erkennen kann, wo die Henkel der beiden Becher aufgelegt haben.

1) Meine brieflich ausgesprochene Bitte, die Fundstücke zugleich mit dem Fund von Lübsow veröffentlichen zu dürfen, ist leider unbeantwortet geblieben.

Rings um diese beiden Spuren, aber die eine überschneidend, läuft eine weitere grosse kreisrunde Standspur; hier lag, nach dem Durchmesser zu urteilen, die Rundung des Eimers auf. Die Überschneidung ist dadurch eingetreten, dass zu irgendeiner späteren Zeit — wohl durch nachstürzende Steinbrocken — der Eimer aus seiner ursprünglichen Stellung in der Mitte herausgedrängt worden ist. (Vgl. die Skizze). Es waren also die beiden Becher durch den übergestülpten Eimer sorgfältig vor Beschädigung bewahrt worden und die Verpackung der kleineren Gegenstände in die grösseren entspricht den sonst bei Gräbern und Depotfunden gemachten Beobachtungen (z. B. beim Hildesheimer Silberfunde). Auch noch andere Spuren glaubt man im Innern der Schüssel zu bemerken, jedoch heben sich die Umrisse nicht so klar ab, dass man an bestimmte Stücke denken könnte. Nur wird man annehmen, dass noch weitere Teile des Fundes in der Schüssel untergebracht waren.

Dagegen lässt sich wiederum aussen an der Schüssel ein Abdruck der Schere (s. weiter unten unter II) so deutlich wahrnehmen, dass ein Zweifel ausgeschlossen ist (auch in der Abbildung Taf. 12,1 ist diese Stelle mit voller Deutlichkeit zu erkennen). Die Schere hat also ausserhalb der Schüssel gelegen, und zwar zwischen der Schüssel und der grossen Kasserole; denn wie die Schüssel die eine Seite, so zeigt eine völlig klare Spur an der Aussenwandung der Kasserole den Abdruck der anderen Seite der Schere wieder (es ist die auf der Abbildung Taf. 12,2 nicht sichtbare Seite). Da nun die flache Schüssel aufrecht gestanden hat, die Scherenspur an der Kasserole aber nicht ohne weiteres so dicht an die Scherenspur der Schüssel herangerückt werden kann, dass die Gefässe auf die Breite der Schere nahe kommen, so ergibt sich, dass entweder eine von zwei Scheren, die im Grabe gelegen, verloren gegangen ist, was bei der sorgsamten Nachforschung des jetzigen Besitzers für einen doch verhältnismässig grossen Gegenstand nicht wahrscheinlich ist, oder dass die Schüssel zwar auf ihrem Boden, aber höher gestanden hat und auf andere Fundstücke drauf gepackt worden war. Andere Spuren an den Aussenseiten von Schüssel und Kasserole lassen wieder bestimmte Schlüsse nicht zu, beweisen aber immerhin auch, dass die Fundstücke nicht über das ganze Grab verteilt waren, sondern eng zusammengedrängt beieinander gestanden haben.

II. Beschreibung der Fundstücke

Die Prachtstücke des Fundes sind zwei silberne Becher (Taf. 10), der eine so gut erhalten, dass auch nicht das kleinste Stück verloren gegangen ist, der andere an der Wandung beschädigt, sowie am rechten Henkel, dessen Ring verloren gegangen ist. Bei beiden Bechern hat sich an dem oberen Rand und an dem Ornamentband vielfach eine harte, grüne Patina gebildet; sie ist aber nicht aus dem etwa stark bronzehaltigen Silber heraus entwickelt, wie bei manchen geringen Silbergefässen z. B. aus Ägypten (Fund von Hermupolis, Pernice, Hellenist. Silbergefässe 58. Winckelmannprogr. Berlin 1898), sondern eine Folge der Aufbewahrung in der Bronzeschüssel, von der die Patina übertragen wurde. Füsse und Henkel sind besonders an den Gefäss-

körper angesetzt, der wie jene durch Guss hergestellt ist. Eines besonderen Einsatzes, wie sie für in Relief getriebene Becher erforderlich sind und z. B. beim Hildesheimer Silberfunde regelmässig verwendet wurden, bedurften die innen glattwandigen Becher nicht. Die Hohlkehle unter dem Rande und das darunter liegende sie abschliessende Ornamentband sind vergoldet.

Die Beschränkung der Ornamente auf den oberen Rand des Bechers ist mit deutlicher Absicht gewählt; so kommt einmal die ausserordentliche Frische der Konturen zur Geltung und der Blick gleitet an der Wandung herauf, bis er in dem Schmuck des vergoldeten Ornaments und der zierlichen Henkel zu dem bedeutendsten Teil des kleinen Kunstwerks geleitet wird. Gerade in dem Mangel reichen Reliefschmucks liegt bei den Bechern ein Vorzug und ein Zeichen starken künstlerischen Empfindens; sie können sich getrost neben den glänzenden und prunkvollen Bechern aus Hildesheim und Boscoreale sehen lassen.

Legt schon diese Erwägung den Gedanken nahe, dass die Becher echt-römische, nicht aber provinzialrömische Arbeiten sind, so wird ihre italische Herkunft durch andere Gründe unterstützt; denn erstens sind die Bronzefunde aus dem Grabe, wie sich erweisen lässt, aus Italien importiert, zweitens findet sich das Ornament in dieser Güte der Ausführung nicht an provinzialrömischen, sondern nur an italischen Silbergefässen. „Ein vergoldeter Kranz aneinandergesteckter efeuartiger Blätter ist von zwei Perlenreihen eingefasst. Er wird an vier Stellen von Zwischengliedern unterbrochen, die abwechselnd einmal als ein schräg kariertes Feld, einmal als eine aus länglichen Blättern bestehende Umschnürung gebildet, aber wenig charakteristisch und deutlich ausgeführt sind.“ Die beiden letzten Sätze sind wörtlich aus der Beschreibung der glatten Becher aus dem Hildesheimer Silberfunde übernommen (Pernice-Winter, Der Hildesheimer Silberfund 31), die für den neuen Fund eine überraschend nahe Parallele aufweisen. Vielleicht sind bei den neuen Bechern die Blätter etwas feiner, bei den Hildesheimern die Verbindungsstellen zwischen den Efeublättern, aber im ganzen sind beide Ornamente gleich, namentlich auch die Perlschnur über und unter dem Blätterkranz. Man könnte sich sehr gut denken, dass beide Becher aus demselben Atelier hervorgegangen sind.

In dem Werke über den Hildesheimer Fund haben Winter und ich diese Becher als zu der Gruppe gallischer Gefässe des Fundes gehörig betrachtet (P.-W. a. a. O. 31), jedoch kann diese Zuweisung nicht aufrecht erhalten werden, nachdem sich herausgestellt hat, dass die Becher ehemals Henkel, vermutlich von genau derselben Form wie die des neuen Fundes gehabt haben (s. weiter unten). Ausserdem sind die Blätter zwar ornamental erstarrt, aber doch nicht von der unerfreulichen Grobheit wie an den Ententellern (P.-W. Taf. 33), die wir in der Publikation des Hildesheimer Silberfundes als Vergleich herangezogen haben und die wohl sicher gallische Arbeiten sind. Andererseits steht die Feinheit der Ausführung dem Ornament an dem Lorbeerbecher vom Hildesheimer Silberfunde (Taf. 9) und an der Kanne von ebendort (Taf. 22) erheblich nach; hier ist das lebendige Blatt doch noch sehr deutlich in seiner Bewegung erfasst und wiedergegeben. Von sicher italischen



E. Pernice, Der Grabfund von Lübsow.

Beispielen dürfte das Efeuornament von dem Spiegel des Polygnos aus Boscoreale (Mon. Piot V 1899) dem neuen Becher und den beiden aus Hildesheim am nächsten kommen, soweit die Abbildung ein Urteil gestattet.

Für italischen Ursprung darf ferner angeführt werden, dass der charakteristische Ringhenkel gerade an den italischen Fundstücken aus Hildesheim und Boscoreale sehr häufig wiederkehrt und schliesslich spricht auch die Inschrift unter dem Fusse keineswegs für provinziale Herkunft — allerdings auch nicht dagegen (Abb. 4).

Diese Inschrift — auf beiden Bechern identisch, jedoch bei dem einen schlechter erhalten und durch viele Kritzeleien undeutlich geworden — macht zwar allerlei Schwierigkeiten, ist aber doch ziemlich sicher zu lösen. Auszugehen ist von dem zweitletzten Zeichen rechts, das die wohlbekannte Bezeichnung der halben Unze ist. Wir haben also wie gewöhnlich eine Gewichtsangabe; da aber die halbe Unze (13,6 g) zu leicht ist, müssen auch die Zeichen links zur Gewichtsangabe hinzubezogen werden, nämlich **I** und **S** (semis). Wir hätten demnach ein Gewicht von $1\frac{1}{2}$ Pfd. $\frac{1}{2}$ Unze und einem kleineren Bruchteil, wahrscheinlich einem scripulum, d. h. nach heutigem Gewicht rund 506 g. Mit diesem Gewicht stimmt nun das Gewicht der beiden Becher $243,7 + 234,1 = 477,8g$ ziemlich, wenn man die verlorenen Teile mit etwa 20 bis 25 g in Ansatz bringt, vollständig überein. Also ist das Gewicht für den Satz von zwei Bechern gegeben. Gewöhnlich pflegt vor der Gewichtsangabe bei Silbersachen auch die Stückzahl angegeben zu werden, doch fehlt sie auch zuweilen, wie z. B. bei den schon erwähnten glatten Bechern aus Hildesheim. Soweit ich aber sehen kann, fehlt niemals vor der Gewichtsangabe das Zeichen **P** = pondo. Obwohl nun das Zeichen vor dem **I** nicht wie ein **P** aussieht, möchte ich doch darin dieses Zeichen erkennen. Wenn man die geritzten Buchstaben auf den Hildesheimer Bechern oder die pompejianischen graffiti ansieht, so bemerkt man, wieviel Variationen sich das **P** gefallen lassen muss; auch bei den sorgfältiger gestochenen Inschriften ist das **P** meistens offen, sieht also leicht wie der obere Teil eines **C** aus. Ich kann daher hierin eine Schwierigkeit nicht erblicken. Die beiden ersten Zeichen endlich, **C** und **VE**, in Ligatur geschrieben, enthalten den Namen des Besitzers, der natürlich nicht erraten werden kann, für dessen Ergänzung aber in *CIL* VI 28392—28736 eine reiche Auswahl zur Verfügung steht, wenn man ihn für römisch hält, und in A. Holders altkeltischem Sprachschatz unter **V**, wenn man genötigt wäre, einen gallischen Namen zu suchen.

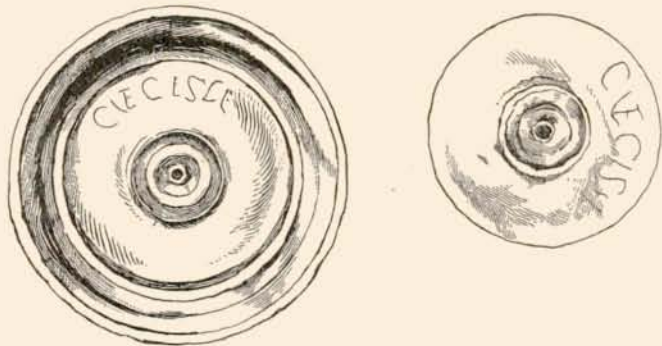


Abb. 4. Inschriften unter dem Fusse der Becher. Nat. Gr.

Nach den genannten Analogien würde also das Becherpaar — das Paar ist für die Herstellung von Bechern charakteristisch (vgl. über die paarweise Herstellung von Bechern Pernice, *Hellernist. Silbergefässe* 58. Berl. Winkelmanns-progr. 1898) — im ersten Jahrhundert n. Chr., vielleicht genauer wegen der Analogie von Boscoreale, in ernerischer Zeit entstanden sein.¹⁾

Unter den Bronzen ist das interessanteste, wenn auch nicht das besterhaltene und am feinsten gearbeitete Stück der Eimer (Taf. 11, 2), von dem oben erwiesen wurde, dass er auf die Schüssel gestülpt war; das geht auch daraus hervor, dass vom Boden nach oben hin in der Patina zahlreiche Spuren zu erkennen sind, wie sie von herabrinnendem Wasser entstehen. Vom Boden aus steigt über einem eingebogenen Rande die Linie des Eimers in leichter Einziehung bis zur kräftig herausgeholtten Schulter empor, um dann zum senkrecht aufgesetzten Halse zurückzuweichen, über den der Mündungsrand breit herübergebogen ist; am Boden sind zwei feine Linien eingedreht, die grosse Schwellung an der Schulter wird unter ihr durch zwei ebensolche Linien und darüber durch vier eingeschnürt; drei gröber eingezogene Linien umschliessen den Hals.

Der sauber gedrehte Boden — ein Zeichen dafür, dass der Eimer gegossen, nicht getrieben ist — war an drei Stellen durch Füsse unterstützt, die, ein seltener Fall, alle drei erhalten sind (Abb. 5). Sie passen sich der Rundung des Bodens an und sind durch runde und halbrunde Ausschnitte gegliedert; die halbrunden Ausschnitte wieder sind durch grobe Einkerbungen eingefasst. Eine Einkritzelnng unter dem Fuss, die wie römische Zahlzeichen aussieht, ist nicht mit Sicherheit zu deuten (Abb. 6).

1) Die überaus grosse Ähnlichkeit der Becher mit den glatten Bechern von Hildesheim legte die Frage nahe, ob nicht auch diese ehemals Griffe gehabt haben könnten. Wir haben uns bei der Beschreibung des H. S. durch die Zahlen täuschen lassen. Das antike Gewicht ist auf den Bechern mit $7\frac{1}{2}$ Pfund 2 Unzen 5 Scripula = 2461 g angegeben. Indem wir das jetzige Gewicht der beiden Becher, zusammen 631,60 g, mit dem antiken verglichen, glaubten wir feststellen zu können, dass ehemals die vierfache Becherzahl vorhanden gewesen sei, also die vollständige Garnitur aus acht Bechern bestanden habe. Diese Rechnung ist falsch. Denn die Becher hatten Griffe, und zwar genau über demselben Ornament, wo die Griffe an den Lübsower Bechern sitzen. An dieser Stelle bemerkt man nämlich jedesmal zwei lange Lötspuren von sehr weit umfassenden Griffen — die eine Spur ist sogar auf Taf. VIII des Hildesheimer Silberfundes oben rechts für ein geübtes Auge deutlich erkennbar; also werden es auch Ringhenkel gewesen sein. Man überlege nur einmal, wie diese beiden Becher gewinnen, sobald man kräftige Ringhenkel rechts und links hinzu ergänzt und wie sie sich bis auf den ungeschickten Fuss dem neuen Fund nähern. Wichtiger ist ein zweites Resultat, das sich aus dieser Feststellung ergibt. Nach ungefährender Schätzung muss das Gewicht eines Henkels höchstens 150 g betragen haben, d. h. für alle vier Henkel höchstens 600 g. Rechnen wir diese 600 g zu dem jetzigen Gewicht von 631,60 g hinzu, so erhalten wir 1231 g, also die Hälfte des antiken Gewichtssatzes. Es ergibt sich daraus, dass die ehemalige Garnitur nicht aus acht, sondern nur aus vier Bechern bestanden hat, von denen zwei auf uns gekommen sind; wieder eine willkommene Bestätigung der von uns aufgestellten These, dass der Hildesheimer Silberfund einmal durch Teilung in zwei Hälften zerlegt worden ist. Auf die neuesten Ausführungen von O. Seeck (*Deutsche Rundschau* 1911) über die Geschichte des Hildesheimer Silberfundes wird bei anderer Gelegenheit einzugehen sein.



2



1

Als besonderer Schmuck ist auf dem übergebogenen Mündungsrand ein Ornament schräg gestellter Striche, mit eingegrabenen Punkten (Augen) dazwischen, eingeschlagen, ein verkommenes Flechtband; eingefasst ist es von einem grob geperlten Rand. Dasselbe Flechtband zeigt auch die Aussenseite der Füsse.

Grössere — aber auch keine besondere — Sorgfalt ist auf den Henkel und die Henkelattaschen verwendet. Diese bestehen aus einem weiblichen Kopf mit Palmettenkragen, von dem aus zwei langgestreckte Hundsköpfe ausgehen, vermutlich ein Bild der Scylla, das schliesslich für einen Wassereimer ganz geeignet wäre. Der eigentliche Griff ist aus dem pflanzlichen Motiv eines gebogenen Stengels herausgewachsen, von dem sich hinter einer Verknotung jedesmal ein Blatt loslöst. Feine Linien begleiten den Stengel der Länge nach. Die eingebogenen Enden stellen in sehr verwuschener Ausführung einen Widderkopf dar; man erkennt den Ansatz der beiden gebogenen Hörner in der Abbildung deutlich. Zu bemerken wäre endlich noch, dass der Eimer offenbar wenig gebraucht ist, denn der Ring auf der Höhe des Bügels zum Einhängen des Hakens, an dem der Eimer getragen wurde, ist völlig unabgenutzt.



Abb. 5. Boden des Eimers.

Der Eimer gehört einer Klasse von Eimern an, die in Norden ungemein häufig sind und über die ausführlich und sachkundig H. Willers, „Die römischen Bronzeimer von Hemmoor“, 115 ff. gehandelt hat. Derselbe Gelehrte hat hier wie auch in seinem neueren Werke „Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua“ usw. Hann. 1907, durch viele Gründe die Annahme unterstützt, dass diese Gruppe von Eimern einer capuanischen Werkstatt ihre Entstehung verdankt. Es könnte demnach überflüssig erscheinen, auf diesen Punkt hier näher einzugehen. Immerhin aber dürfte es nicht ohne Interesse sein, mit diesem Stück eines der in Campanien selbst gefundenen Exemplare zu vergleichen. Hierfür bietet der Eimer von Boscoreale (Archäol. Jahrb. 1900 Anz. 188) wenigstens für die dekorativen Zutaten ein leicht zugängliches Material dar, das zugleich wichtige Resultate liefert.

Die Attaschen stimmen nämlich in der Grösse und der Einzelausführung völlig mit den Attaschen dieses Eimers überein. Nicht nur die Ent-

fernungen der Tierköpfe von Schnauze zu Schnauze sind identisch, sondern auch die Entfernung von dem untersten Palmettenrand bis zum Ring auf dem Scheitel des Kopfes, ferner die Breite des Kopfes, die Zahl der Palmettenblätter und anderes. Man darf fast mit Bestimmtheit sagen, dass die Attaschen beider Eimer aus ein und derselben Form genommen — oder vielmehr genau nach ein und demselben Modell in Wachs übertragen und ausgeschmolzen sind. Nur bei der Nacharbeitung ist an die Attaschen von Boscoreale etwas mehr Sorgfalt verwendet worden, z. B. sind die Haare an den Tiermäulern graviert, die Haare am Kopf sorgfältiger nachgestochen, der Kragen unter dem Kopf verziert u. a. Aber an der Herkunft aus derselben Werkstatt und an der Herstellung zu derselben Zeit kann nicht gezweifelt werden.

Auch der eigentliche Griff ist mit dem Griff des Boscoreale-Eimers in der Gesamtanlage identisch, doch treffen die Masse nicht in so auffallender Weise zusammen. Auch ist am Griff bei dem neuen Eimer die Einzelausführung geringer; die sorgfältigen Riefelungen des Griffes vom Mittelring bis zum hochgebogenen Blatt fehlen und sind nur durch eingegrabene Linien angedeutet; das Blatt selbst ist langweiliger und ohne rechte Bewegung; die sehr ausdrucksvollen Hundsköpfe an den Enden des Griffes sind ziemlich undefinierbare Widderköpfe geworden. Im Gegensatz zu der Frische des Griffes von Boscoreale sieht dieser Henkel einigermassen



Abb. 6. Kritzeleien unter dem Boden des Eimers. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

kraftlos aus. Die bessere oder geringere Ausführung eines aus ein und derselben Form gewonnenen Stückes bedingt einen erheblichen Preisunterschied; in den meisten Fällen ist es die billigere Ware, die nach dem Ausland abgeschoben ist.¹⁾

Die grosse flache Bronzeschüssel (Taf. 12, 1) misst 0,375 im Durchmesser und ist 0,11 hoch. Der 0,06 hohe Fuss ist mit der Schüssel zusammen gegossen und ausserordentlich fein und sorgfältig ausgedreht. Im Innern ist die Mitte durch eine scheibenartige Verzierung, durch Dreharbeit hervorgerufen, betont; ausserdem sind dicht unter dem Rande zwei Linien, darunter eine dritte, mit der Drehbank eingezogen. Von den Henkeln ist keiner ganz erhalten. In der Mitte durch ein kräftig profiliertes Glied zusammengehalten, läuft jeder der Henkel in zwei flüchtig durch Gravierung angedeutete Schlangenköpfe aus (Br. von Kopf zu Kopf etwa 0,148). Der Übergang von

1) Der Typus des Eimers aus Boscoreale mit seiner in gleichmässig schön bewegter Linie hochgehenden Wandung ist, wie Willers, „Neue Untersuchungen“ 57 ff. dargelegt hat, spät und gehört der Zeit unmittelbar vor der Zerstörung i. J. 79 an. Umgekehrt stellen die Attaschen einen Typus dar, der schon seit der augusteischen Zeit in Gebrauch ist (Willers a. a. O. 26) und sich mit grosser Zähigkeit gehalten hat. Dies Zusammentreffen neuer Formen mit stilistisch abgebrauchten älteren Zutaten lässt darauf schliessen, dass Gefäss und Zutaten nicht aus einer und derselben Werkstatt hervorgingen, sondern in verschiedenen Ateliers gearbeitet sind.



1



2

Henkel zu den Schlangenköpfen ist durch eingravierte spitze Zacken bezeichnet. Schüsseln dieser Art sind in den nordischen Funden bisher nicht allzureichlich gefunden.

Auch hier dürfte ein Vergleich mit einigen aus Pompeji stammenden Schüsseln angebracht sein. Aus dem Bestande des Berliner Antiquariums nenne ich:

1. die Schüssel von Boscoreale, Arch. Jhb. 1900 Anz. S. 190.

Diese Schüssel misst 0,335, ist im Durchmesser also etwas kleiner als die von Lübsow, aber genau so hoch bis zum Rande. Die Henkel sind überaus ähnlich, nur mit dem Unterschiede, dass da, wo die Henkel in die langen Hälse übergehen, die Detaillierung bei der Schüssel von B. durch schwach erhabene Relieflinien, bei der von L. durch eingeritzte Linien gegeben ist. Die Köpfe selbst sind bei beiden geritzt und gleich oberflächlich angedeutet. Die Grösse der Henkel ist bei den beiden Schüsseln identisch — wenigstens die Grösse und Dicke des eigentlichen Griffteils; der Knauf in der Mitte ist in B. vierteilig, in L. dreigeteilt. Die innen am Rand eingedrehten Kreise fehlen in B. Die Dreharbeit unter dem Fuss ist feiner und reicher in L. als in B.

2. Eine Schüssel aus Pompeji (nicht veröffentlicht).

Gleichfalls etwas kleiner (0,351) und etwas tiefer (0,123). Der Henkelknauf dreiteilig. Die Ausläufer mehr geschwungen als bei L. und B. Der Kopf ist deutlich als Vogelkopf charakterisiert. Innen keine Kreise. Der Fuss reicher als B., mehr wie L. Das Metall der Schüssel dünner.

3. Eine zweite Schüssel aus Boscoreale (nicht veröffentlicht). Durchmesser 31,5.

Metalldicke stärker als bei 2. Die Bodendrehungen grob. Henkelknauf dreiteilig und fein; Henkelenden deutlich Vogelköpfe.

Also die Unterschiede der neuen Schüssel von den sicher campanischen sind sehr gering und nicht grösser, als die Unterschiede dieser untereinander; es ist ohne jeden Zweifel dieselbe Fabrik für alle vier Stücke anzunehmen.

Der Zusammenhang der vier Schüsseln wird vollkommen deutlich, wenn man ein fünftes kürzlich aus Miletropolis erworbenes Stück (Inv. 11870) aus Berlin vergleicht. Bei dieser Schüssel ist zunächst der Fuss wesentlich höher und an der Aussenseite geschweift. Innen ist er tief und noch weit sorgfältiger ausgedreht als die Füsse der anderen Stücke. Die Henkel sind, obwohl in der Anlage identisch, feiner und eleganter in der Schwellung und Bewegung, der vierteilige Knauf zierlicher. Statt der Vogelköpfe sind hier Greifenköpfe gewählt. Der obere Rand ist breiter ausgehämmert als bei den anderen Stücken. Man möchte sagen, dass hier derselbe Unterschied vorliegt zwischen hellenistischen und pompejanisch-hellenistischen Arbeiten, wie man ihn z. B. beim Vergleich von prienischen und pompejanischen Bronzen überall empfinden kann. —

Die beiden Kasserolen, die im Grabe gefunden wurden, sind in ihrer äusseren Form sehr verschieden. Die grössere von beiden (Taf. 12, 2) (Länge mit Griff 0,4 Durchmesser 0,215, Höhe 0,135) ist von tadelloser Erhaltung und hat eine emailartige Patina von ausserordentlicher Schönheit, die in

mannigfaltigen Tönen von grün und blau wechselt. Der Boden ist mit Dreharbeit verziert, konzentrische Kreise, die in geschmackvollen Abständen um ein Mittelfeld angeordnet sind. Der Rand des Gefässes wird von dem Körper aussen durch drei, innen durch eine sorgfältig eingezogene Linie geschieden. Besondere Sorgfalt ist auf den Griff verwendet, die Ränder entlang ist eine tiefe Linie eingezogen und der zum Aufhängen bestimmte facettierte Bügel ist in verkleinerter Nachahmung der Eimergriffe (wie Willers N. U. S. 74 richtig bemerkt) zu sorgfältig gearbeiteten Vogelköpfen ausgestaltet. Die Oberfläche des Griffes ist glatt und ohne jeden Schmuck, vor allem leider auch ohne Fabrikstempel. Füsse unter dem Boden, wie sie bei gleichartigen Kasserolen, namentlich der älteren Zeit, häufig sind, hat das Gerät nicht gehabt.

Innen und teilweise auch aussen ist die Kasserole verzinnt, und zwar erstreckt sich die Verzinnung innen bis an die eingezogene Linie, aussen bis an die unterste der drei Linien, an einigen Stellen durch Ungeschick noch etwas weiter; dagegen scheint der umgebogene Mündungsrand frei von Verzinnung zu sein. Von dem Verzinnungsverfahren spricht Plin. h. n. 34, 160: *stagnum inlitum aereis vasis saporem facit gratiorem ac compescit virus aeruginis — specula etiam ex eo laudatissima Brundisi temperabantur* (Willers Bronzeimer v. H. 209, 2).

Die Datierung dieser Kasserole, die nach Willers Untersuchungen einem in augusteischer Zeit geschaffenen Kasserolentypus angehört, einem Typus, der durch die Namen der Fabrikanten mit Sicherheit auf Capua zurückzuführen ist, ist nicht genau zu geben. Aber da die späteren Fabrikanten von Kasserolen den Griff- und Vogelkopfbügel nur noch vereinzelt gewählt haben (Willers N. U. 75), so spricht die grössere Wahrscheinlichkeit immerhin für älteren Ursprung. (Über die Datierung wird im dritten Kapitel ausführlicher gehandelt werden.)

Nur scheinbar geringer in der Ausführung ist die kleine Kasserole oder Kelle (Abb. 7; Länge 0,255, Höhe 0,055, Durchmesser 0,136); die Feinheiten der ehemaligen Verzierungen sind jedoch durch die dicke Patinakruste grösstenteils verdeckt. Aussensief, etwa 1 cm unter dem Rande beginnend, ein sauber gearbeitetes Ornament zierlicher mit dem Punzen geschlagener Kreise zwischen zwei feinen parallelen eingedrehten Linien um das Gefäss herum. Innen ist der Boden mit einigen kleinen Kreisen verziert, seine Unterfläche ist mit äusserster Sorgfalt tief ausgedreht, so dass die stehen gebliebenen Ringe in hohem Relief hervortreten. Auch auf dem sehr korrodierten Griff scheinen allerlei Verzierungen angebracht gewesen zu sein. An seiner Unterseite sind einige kleine eingepunzte Kreise zu sehen; das mit dem halbmondförmigen Ausschnitt versehene Griffende ist durch Kreise als Scheibe charakterisiert. Eingegrabene Linien laufen endlich an dem Griff entlang bis zum Gefäss. Eine Inschrift scheint leider zu fehlen. Auch diese Kasserole ist innen verziert, jedoch scheint die Verzierung nicht auf die Aussenseite übergegriffen zu haben.

Das letzte grössere, echt römische Bronzegefäss, aber gewiss nicht das künstlerisch geringste, ist die Weinkanne Taf. 11, 1 (Höhe 0,20). Leider ist

der untere Teil des Gefäßkörpers an der Vorderseite stark beschädigt, in dessen wird sich eine Wiederherstellung mühelos vornehmen lassen. Wo die böse Patina das Metall weniger angreifen konnte, nämlich am oberen Teil — offenbar hat die Kanne aufrecht gestanden und ist von unten nach oben allmählich angegriffen worden —, ist die blaugrüne Färbung des Metalls von überaus schöner Wirkung. Der Griff wurde gesondert aufgefunden, seine Zugehörigkeit zu der Kanne ist durch die Lötspuren völlig gesichert, obwohl die Farbe der Patina ein tieferes Grün zeigt. Unter dem Boden sind feine Kreise eingedreht.

Auf die Einzelarbeit ist namentlich am Henkel viel Mühe und Geschick verwendet worden. Zwar kann man nicht sagen, dass das Ansatzblatt mit



Abb. 7. Kleine Kasserolle. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

seiner entarteten Palmette sehr glücklich erfunden sei; um so feiner aber ist der gekantete Mittelteil des Griffs, dessen Rippe mit einer eingeschlagenen Perlenschnur verziert ist. Sie beginnt am Fuss der Palmette und hört an der Krümmung auf. Ein sehr feiner Silberfaden teilt die Schnur in ihrer ganzen Länge und trug mit seinem Licht ehemals gewiss nicht wenig dazu bei, die Wirkung der verzierten Kante zu erhöhen. Oben teilt sich der Griff, um die Mündung zu umfassen und entsendet nach oben, für den Daumen beim Eingiessen, ein schmales Auflager, das wie einige pompejanische Griffe als Finger durch Angabe des Nagels charakterisiert ist.

Die eigentliche Kanne läßt nach unten fest und wuchtig aus und bewirkt damit eine genügende Standfestigkeit; der heutige Eindruck einer gewissen Plumpheit wurde durch die Reflexe des ehemals blanken Metalls aufgehoben. Von besonderem Interesse sind die sehr scharfen Einziehungen der Kleeblattmündung, wo das Metall so zusammengefaltet ist, dass zwei

Zipfel oder Hörner entstehen; sie sind durch eine eingravierte Linie wie umschnürt und diese Zutat zeigt, dass sich der Bildner dieser Mündung der starken Betonung dieser Einzelheit sehr wohl bewusst war. Innen ist der vordere spitz zulaufende Teil des Kleeblatts (in der Abbildung ist der spitze Verlauf nicht erkennbar) durch zwei den Umriss begleitende eingezogene Linien besonders hervorgehoben.

Von den wenigen kleineren Geräten, die der Fund enthielt und die als römische Importstücke gelten müssen, ist am bedeutendsten eine Spiegelplatte (Abb. 8) aus Weissmetall mit ausgezacktem Rand (Durchmesser 0,124 von Zacken zu Zacken, Metallstärke 0,0075). Die gegossene Platte ist auf der Drehbank nachgearbeitet und zeigt auf der abgebildeten, nicht zum

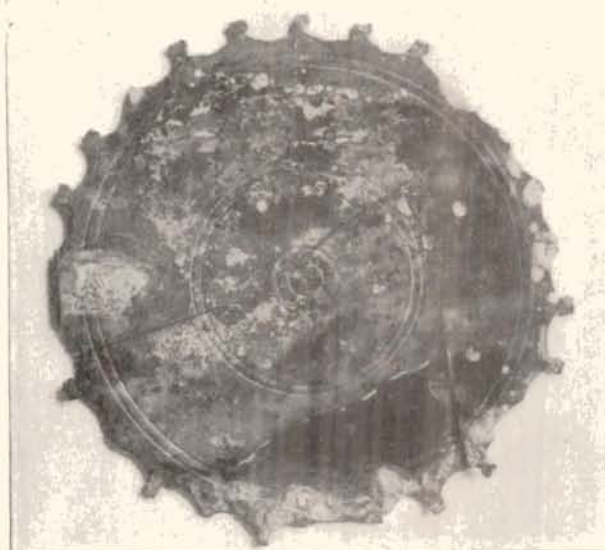


Abb. 8. Spiegelplatte. $\frac{1}{12}$ nat. Gr.

Spiegeln bestimmten Seite ein Muster von konzentrischen Kreisen, während die Hauptseite nur am Rande von zwei Linien begleitet ist. Nach dem Guss wurden die Zacken zum Teil sehr unsauber ausgesägt und schliesslich wurde die Platte, wie es scheint, übersilbert. Ursprünglich hatte der Spiegel einen besonderen Griff; denn über der Stelle, wo der eine Zacken glatt abgeschnitten ist, erkennt man eine längliche blattförmige Lötspur. Ihr Umriss zeigt, dass hier nicht, wie es gewöhnlich zu sein pflegt, an der Ansatzstelle noch je ein Blatt nach rechts

und links zu besserer Befestigung angefügt war. Von dem Griff ist keine Spur gefunden worden. Bei der Sorgfalt, mit der das Grab durchsucht ist, darf aber gezweifelt werden, ob der Griff überhaupt noch am Spiegel war, als dieser ins Grab kam. Das möchte man auch deshalb annehmen, weil unter den Fundstücken wohl erhaltene Reste vom Deckel oder Boden einer runden Kapsel erhalten sind, deren Messung auf einen Durchmesser von 0,14 m führt. An diesen Resten, die die Form von Kreissegmenten haben, erkennt man deutlich die Stelle, wo der Rand, der sich um die Spiegelplatte legte, aufgeleimt war. Zieht man die Breite dieser Randspur 0,05 auf jeder Seite von 0,14 ab, so ergibt sich ein Durchmesser von 0,13, also eine Kapsel, die genau für den Spiegel passt. Wurde der Spiegel aber in einer Kapsel aufbewahrt, dann ist es schon an sich sehr unwahrscheinlich, dass er einen Griff hatte. Es ist daher anzunehmen, dass diese Platte, im Ursprungsland ohne Griff nicht mehr brauchbar, dennoch gut genug erschien, um im fernen Aus-

land vorteilhaft abgesetzt zu werden. — Die zur Entscheidung dieser Frage sehr wichtige Untersuchung des Ho'zes, die auf meine Bitte im hiesigen botanischen Institut mit dankenswerter Bereitwilligkeit vorgenommen wurde, führte zu dem Ergebniss, dass jedenfalls das Holz von einer Coniferenart stammte, jedoch war mit dem hiesigen Material nicht zu entscheiden, ob es von einer einheimischen oder italischen Gattung herrührte. Dagegen ergab eine erneute Untersuchung durch Herrn Oberförster Dr. Dengler-Eberswalde und Herrn Forstmeister Kienitz-Chorin wenigstens als wahrscheinliches Resultat, dass die Kapsel einer nicht einheimischen Baumart entstammt, also der Spiegel ohne Griff in der Kapsel importiert wurde.¹⁾

Die übrigen Bronzereste bestehen in einer fragmentischen schmücklosen Schere (Länge 0,185), wie sie häufig, auch von Eisen, in frühromischen Gräbern beobachtet worden sind, und in einem schwachen, 0,95 langen Bronzeband, das an dem einen Ende, wo es sich zu einem runden starken Draht verdickt, umgebogen ist Abb. 9. Vielleicht haben wir in diesem Fragment den Rest einer der sonst gewöhnlich in Eisen nachweisbaren Pinzetten zu erkennen, von der der eine Schenkel verloren gegangen wäre. Endlich gehören zu den importierten Fundstücken zwei flache Glaschalen Abb. 10. Sie lagen, wie oben erwähnt wurde, noch unzerbrochen im Grabe, sind aber durch den Unverstand des Finders zerbrochen. Jedoch hat sich die eine von ihnen ganz, die andere wenigstens in ihren wesentlichen Teilen wieder zusammensetzen lassen. Bei der Seltenheit von Glasarbeiten in nordischen Gräbern beanspruchen diese beiden Stücke ein erhöhtes Interesse. Da sie in der Zweizahl erscheinen und auch bis auf geringe Einzelheiten in Grösse und Ausstattung übereinstimmen, wird man sie wie die beiden Becher und die beiden Hörner (s. u.) als zum Trinkservice gehörig betrachten müssen. In ihrer äusseren Erscheinung ahmen sie als letzte Ausläufer der sogenannten megarischen



Abb. 9. Schere und
Pinzette (?),
etwa $\frac{1}{8}$ nat. Gr.

1) Die Auskunft des Herrn D., für die ich auch öffentlich zu danken nicht verfehlen möchte, lautet: „Das Holz stammt von einer Abies-Art, was sich durch Fehlen von Harzkanälen, strenge Einschichtigkeit der Markstrahlen und die Art der Tüpfelung in letzteren sicher feststellen lässt. Soweit bis jetzt untersucht, haben die Angehörigen der Gattung abies aber keine Unterschiede im Holzbau. Es könnte sich also um eine der in Südeuropa bzw. Kleinasien heimischen Arten (Nordmanniana, cephalonica, cilicica oder Pinsapo), aber auch um unsere mitteleuropäische Art pectinata handeln. Letztere war aber auch zur Römerzeit sicher nicht in Hinterpommern heimisch, wohl aber wie heute in Thüringen, Schlesien und weiter südlich, wohl auch im Apennin.“ Zu diesen Angaben machte Herr Forstmeister K. folgende dankenswerten Zusätze: „Zunächst erscheint es ganz sicher, dass das Holz nicht aus Pommern, sondern aus der südlichen Hälfte Europas oder aus Vorderasien oder Nordafrika stammt; denn die am weitesten verbreitete Tanne, abies pectinata, die Edeltanne oder Schwarzwaldtanne, auch Weisstanne genannt, geht von Natur nicht über den 52. Breitengrad nach Norden hinaus. Die anderen wohnen weiter südlich. A. Nordmanniana wird den Römern kaum zugänglich gewesen sein, sie ist eine Bewohnerin der erst neuerdings einigermaßen aufgeschlossenen Hochlagen des

Becher metallene Vorbilder getreulich nach. Die eingeschliffenen Kreise im Zentrum und an der Stelle, wo die Wandung beginnt sich hochzubiegen, sind den eingedrehten Kreisen der Metallschalen vergleichbar, die Riefeln an der Aussenkante sind gleichfalls aus dem Metallstil übernommen. Die Arbeit der beiden Schalen ist sorgfältig und fein. Beide haben einen Durchmesser von 0,165 m und eine Höhe von 0,043 m. Sie unterscheiden sich nur in der Anzahl der Riefelungen, die bei der einen 25, bei der anderen (nicht abgebildeten) 25 beträgt.

Während bei den bisher besprochenen Fundstücken der italische Import so gut wie sicher ist, dürfen die noch übrigen als einheimische, im weitesten Sinne des Wortes genommen, angesehen werden — die genauere Bestimmung ihrer Herkunft wird erst im folgenden Abschnitt gegeben werden. Alle diese Stücke zeichnen sich durch die Kostbarkeit ihres Materials, Gold und Silber, durch das sachliche Interesse, das sie bieten, durch ihre meist vorzügliche Erhaltung, aber auch durch ihre künstlerische Form aus.

Wir beschreiben zunächst die Reste zweier Trinkhörner (Taf. 13).

1. Zwei kreisrunde silberne Bänder aus dünnem Silberblech (Durchmesser 0,07—0,075, Höhe 0,024). Beide sind (s. die Rekonstruktion) mit grob eingeschlagenem Zickzackornament verziert, das oben und unten durch einen kräftig hervorspringenden Wulst eingefasst ist. In dem einen Band stecken noch zwei kurze Niete, die einen kleinen Ring mit eingehängter, doppelt genietet und an der einen Seite verzierter Silberklammer halten; bei dem zweiten Exemplar ist der eine Niet mit Zubehör verloren gegangen.

2. Zwei kreisrunde, unten offene, also im Durchschnitt halbzylinderförmige Ringe aus Silberblech von derselben Grösse (Durchmesser 0,07 bis 0,075).

3. Zwei hülsenförmige Teile aus dünnem Silberblech, am unteren Ende zwei gegenüberliegenden Nietlöcher (der Niet in dem einen erhalten); der obere Abschluss zeigt zunächst eine Hohlkehle, dann eine ringartige Verstärkung, darüber ist an beiden Teilen Bruchstelle (L. 0,032 u. 0,03).

4. Kleines rundes Blech mit getriebenem Buckel in der Mitte (Durchmesser 0,02).

5. Kleiner Ring mit drei Silberklammern (L. 0,029—0,03) wie bei 1. In den Nietlöchern sind noch 5 Niete erhalten.

Kaukasus und Armeniens. Dagegen kommen ausser der Weisstanne die Tannen des Mittelmeergebietes in Frage: *cilicica* aus Kleinasien und Syrien, *cephalonica* aus Griechenland, *numidica* aus Nordafrika, *Pinsapo* aus Spanien.

Aus diesen Angaben geht wohl nun mit Sicherheit hervor, dass der Kapseldeckel aus südlichem Gebiet stammt. Da nun das Mittelmeergebiet schon zur Römerzeit stark entwaldet war, das Nadelholz überhaupt nur einen mässigen Anteil an der Zusammensetzung der dortigen Wälder hatte, da ferner das Holzstückchen mit seinen engen, gleichmässigen Jahresringen durchaus den Eindruck macht eines im dichtgeschlossenen Bestande erwachsenen Holzes, so kann man die Vermutung aussprechen, dass es von der Tanne stamme, die in grosser Menge in dichtgeschlossenen Beständen in Südgermanien und Gallien sowie in der Schweiz wuchs, von der Edeltanne, *Abies pectinata*.⁴



E. Pernice, Der Grabfund von Lübsow.

6. Reste des Horns (grösste erhaltene Länge 0,195). An der Spitze ein langer Niet mit eingehängtem Ring und Klammer. Diesem Niet entspricht

7. der neben dem dreiteiligen Glied abgebildete Niet in Grösse und Ausführung.

8. Zwei kleine Glieder in der Form entsprechend dem unteren Teil der



Abb. 10. Glasschale, etwa $\frac{5}{8}$ nat. Grösse.

Silberklammern, aber ohne entsprechende zweite Silberplatte für die Niete, wie bei jenen.

Während R. Beltz, Vorgesch. Altert. Meckl.-Schwerin 1910 S. 318 über die Funde von Trinkhörnern noch aussprechen konnte: „alle dazu gehörenden Stücke sind in keinem Grabe vereinigt gefunden“, so dass die Wiederherstellung des Hornes aus Fragmenten verschiedener Fundstätten erfolgen musste, sind wir jetzt in der Lage, die ursprüngliche Form der Trinkhörner aus dem Bestande des Grabes allein mit aller Wahrscheinlichkeit wiederzugewinnen. Diese Rekonstruktion sieht allerdings ganz anders aus als die früheren Versuche, deren bekanntesten Beltz Taf. 54, 31 wiederholt.

Den Rand des Trinkhorns umfasste das breite silberne Band 1 (s. die Rekonstruktion Abb. 11). Um dessen scharfe, beim Trinken störende Kante zu verdecken, war darüber der besondere Trinkrand (2) gestülpt. Die in das Band eingelassenen, im Horn innen festgeschlagenen Niete hielten mit ihren beiden Klammern schmale, aber kräftige Lederriemen — gerade die doppelte Nietung ist hierfür charakteristisch.

Also hing die Mündung des Horns an zwei Riemen. Das spitze untere Ende des Horns zeigt nun (s. d. Abb.) einen einzigen langen Niet, der jetzt zu lang erscheint wegen der im Laufe der Zeiten eingetretenen Zusammen-

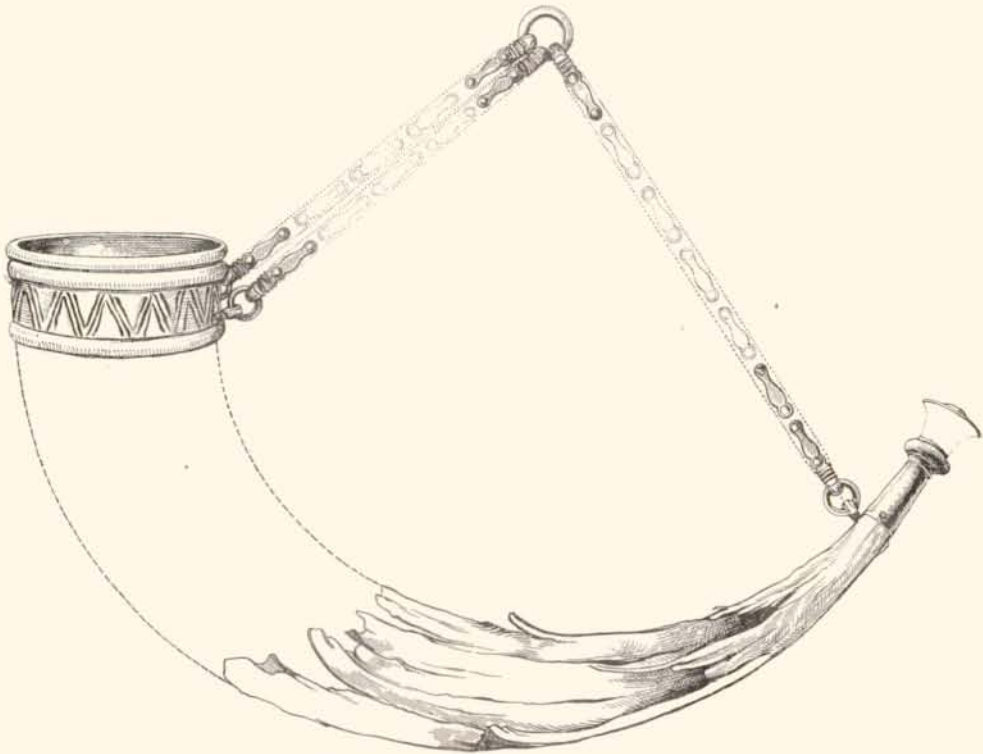


Abb. 11. Wiederherstellung des Trinkhorns.

schrumpfung des Hornmaterials, an dem Niet hängt aber nur ein Haken. Aus diesem Tatbestande geht unwiderleglich hervor, dass die beiden von der Mündung ausgehenden Riemen an irgendeinem Punkte zusammenliefen und dann als ein einziger Riemen weitergeführt wurden. Die Stelle, wo die 3 Riemen zusammentrafen, wird durch das dreiteilige Glied (5) bezeichnet. Auf diese Weise hat das Trinkhorn, wenn es getragen wird, drei Unterstützungspunkte und in diesen drei Punkten genügenden Halt selbst bei heftigerer Bewegung. Zu den Hörnern gehören ferner die beiden Röhren mit profiliertem Kopf (3), und zwar waren sie an der äusseren Spitze des Hornes durch einen Niet festgehalten. Den äussersten Abschluss bildete die kleine runde Platte (4) mit dem herausgetriebenen Buckel, die an der Unterseite Lötspuren zeigt. Leider ist keine der 2 Röhren am Kopf

ganz erhalten und daher kein unmittelbarer Zusammenschluss zwischen Platte und Röhre; aber andere Beispiele von Trinkhornbeschlägen derselben Zeit beweisen für die Zusammengehörigkeit und auch dafür, dass die in der Rekonstruktion gegebene geschweifte Fortsetzung des Röhrenkopfes nach aussen bis zu dem Durchmesser der Scheibe richtig ist.

Es bleiben nur noch die beiden kleinen Teile (8) übrig.

Um die Verwendung dieser Teile zu erraten, muss bemerkt werden, dass die Niete nicht die Länge der riemenhaltenden Niete haben, sondern kürzer sind, und zwar genau um soviel, als die Silberunterseite bei den anderen Niete ausmacht, die durch Silberplatte, Lederriemen und Silberunterlage geschlagen werden mussten. Da ferner zu diesen Stücken gehörende Grundplättchen nicht vorhanden sind, muss angenommen werden, dass diese Teile nicht zur Befestigung des ganzen Gefüges gedient haben, wofür sie auch zu schwächlich erscheinen, sondern dass sie lediglich Zierstücke gewesen sind, die auf dem Riemen von Zeit zu Zeit, näher oder weiter von einander, angebracht waren.

Unsicher bleibt bei dieser Wiederherstellung eigentlich nur die Länge der Riemen. Dass das Horn um die Schulter beim Tragen gehängt wurde, ist bei der verhältnismässigen Kleinheit des Gerätes nicht wahrscheinlich. Eher liesse sich denken, dass es irgendwie am Gürtel befestigt wurde. Nur als Vermutung möchte ich äussern, dass zum Einhängen des Hornes am Gürtel der kleine bestehende abgebildete Haken gedient hat. Abb. 12.

Dieser Haken, den man zunächst als Gürtelhaken ansehen wird, ist für diesen Zweck sehr schwach. Seine Breite (0,029) würde auf einen sehr schmalen Riemen führen, wie er für einen Gürtel nicht sehr geeignet ist, und die Befestigung durch zwei Niete am Leder würde dem starken Zug des Gürtels wohl nicht lange standhalten. So sind denn auch die unteritalischen Panzergürtelhaken alle mit 3 Niete versehen. Dagegen könnte man sich denken, dass die Platte irgendwo vorn am Gürtelrand so befestigt gewesen wäre, dass der Haken nach unten gerichtet war. Jedenfalls eignet er sich vortrefflich dazu, um den Ring mit dem dreiteiligen Mittelglied aufzunehmen.

Die Trinkhörner erläutern vortrefflich die von Caesar d. b. g. VI 28 gegebene Schilderung von der Verwendung des Urstierhorns aus dem hercynischen Wald 'haec (d. h. cornua) studiosae conquisita ab labris argento circumcludunt atque in amplissimis epulis pro poculis utuntur'. Die Doppelzahl der Hörner, die vielleicht aus der römischen Sitte überkommen ist, lässt gleichfalls auf den Gebrauch beim Mahle schliessen. Nur eine Schwierigkeit bleibt vielleicht bei der Erklärung aus Caesar zurück; sie besteht in der Bestimmung des Hornmaterials. Herr Dr. Koester, den ich bat, die Hornsubstanz von Autoritäten untersuchen zu lassen, teilte mir freudlichst die dankenswerten Auskünfte der Herren Prof. Matschie und Lehmann mit. Prof. M. erklärte das Horn als Ziegenhorn und fügte in einer zweiten Mit-



Abb. 12. Gürtelhaken (?)
etwa $\frac{3}{8}$ nat. Gr.

teilung folgendes hinzu: „Nach weiterer Überlegung kann ich Ihnen noch mitteilen, dass der Hornrest mit ziemlicher Sicherheit von einer Ziegenrasse herrührt, die heute noch das westliche Oberitalien bewohnt und grosse Ähnlichkeit mit der sogenannten Kupferziege, wie sie Dr. Dürr vom Bieler See beschrieb, und mit den Ziegen des oberen Wallis hat. Die wenig, aber deutlich auswärts gebogenen sehr schlanken Spitzen sind für diese Rasse sehr bezeichnend“. Prof. L. sprach das Horn zunächst auch als Ziegenhorn an, kam dann aber zu der Überzeugung, dass es vom Rind sei. Nach diesen Mitteilungen muss es vielleicht zweifelhaft bleiben, welcher Tiergattung das Horn angehörte; wenn einer Ziege, dann müsste auch die Rekonstruktion wenigstens für den Verlauf der Bewegung des Hornes modifiziert werden. Aber dass überhaupt zu Trinkhörnern im Altertum die Hörner von Ziegen verwendet wurden, ist weder überliefert, noch bieten dafür die Abbildungen irgendeinen Anhalt. Trotz der Auskunft der Sachverständigen möchte ich

daher vorläufig daran festhalten, dass wir es mit den Resten eines Rinderhorns zu tun haben.

Die Ornamentik des Randes sowie das Fundgebiet der gleichartigen Hörner, über das im nächsten Abschnitt ausführlich berichtet werden soll, lässt mit Sicherheit auf nordischen Ursprung schliessen.

Das kostbarste Stück des ganzen Fundes ist eine aus Silber und Gold gearbeitete Fibel (Taf. 14, 6 und Abb. 13; L. 0,052). Einzelne der zahlreichen Einzelteilchen, aus denen die Fibel besteht (s. u.), hatten

sich bei der Auffindung losgelöst und sind in den Abbildungen wieder an ihre Stelle gebracht; dass diese die Fibel in der richtigen Wiederherstellung wiedergeben, lässt sich sicher beweisen. Zunächst wurde der Bügel (a) mit dem Nadelhalter und Kopf gegossen; alsdann wurden an den runden Teil zwei schmale hochstehende Silberblechstreifen (b) angelötet, so dass über dem Bügel ein länglicher vertiefter Kasten entsteht. An den Schmalseiten war dies Kästchen durch zwei weitere Silberplättchen geschlossen, die aber grösser waren und zwei mit Goldfiligranarbeit verzierten Goldplättchen (c) als Unterlage dienten. Diese silbernen Plättchen sind leider zum grössten Teil verloren gegangen, namentlich dasjenige links am Nadelhalter, wo es nur durch eine Bruchstelle erschlossen werden kann. Dass es aber hier ehemals war und der Goldfiligranplatte als Unterlage diente, wird auch dadurch bestätigt, dass man diese Goldplatte nur hier unterbringen kann, nicht aber, wie man ja auch denken könnte, Rücken an Rücken mit der Goldplatte am Kopfende; denn hier ist der Bügel zu breit, als dass man den Ausschnitt der Goldplatte herüberschieben könnte, während er auf der anderen Seite freien Spielraum hat. In das silberne Kästchen des Bügels ist ein genau einpassendes flaches Kästchen (d) aus Goldblech eingesetzt, und der Boden enthält das flechtbandartige Muster aus feinem gekörntem Filigran-

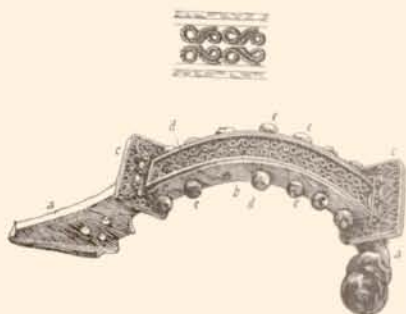


Abb. 13. Fibel. Nat. Gr. (darüber Detail der Verzierung vergrössert).



1



3



2



4



6



5

draht, dasselbe Muster, das auch für die beiden Seitenplättchen gewählt ist. In die Seitenstreifen sind schliesslich je sieben Knöpfe, vier von Silber und drei von Gold, in abwechselnder Reihenfolge eingesetzt.

Für die künstlerische Wertung der Fibel ist es vielleicht nicht überflüssig einmal festzustellen, aus wieviel Teilen sie zusammengesetzt ist; es sind nämlich nicht weniger als 139. Die Grundlage bildet der Bügel (1), an ihm ist die Nadel befestigt (2), dazu kommen die beiden grossen Seitenknöpfe (4), der Kasten von Silber auf dem Bügel, der wieder aus vier Teilen besteht (8), die goldene Füllung des Kastens, 5 Teile (13), und die 7 Knöpfe rechts und links (27). Die Zahl der Drähte von Gold auf dem Mittelplättchen beträgt 46, die auf jedem der beiden Seitenplättchen 24, wozu hier noch je neun kleine Kügelchen kommen, so dass die genannte Gesamtsumme entsteht. Macht man sich das klar, so erkennt man, dass

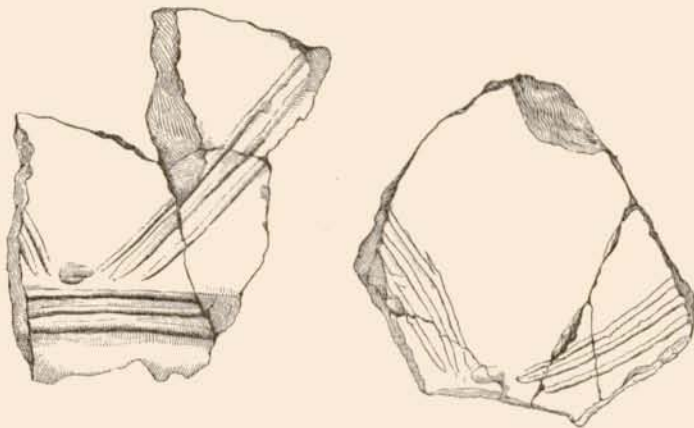


Abb. 14. Fragmente der Graburne, etwa $\frac{4}{5}$ nat. Gr.

trotz der zierlichen und glücklichen Gesamtwirkung für den Goldschmied das Prunkten mit seiner technischen Kunstfertigkeit das Ausschlaggebende war und nicht die Durchführung eines künstlerischen Motivs. Man empfindet ähnliches bei den durch einen Jahrtausende langen Zwischenraum getrennten Goldarbeiten von Troja und darf hierfür als am geeignetsten zum Vergleich an die goldene, mit den kleinen Kännchen verzierte Schmucknadel erinnern, die aus nicht weniger als 86 Einzelteilen besteht.

Während diese kostbare Fibel der Klasse der sogenannten Scharnierfibeln angehört, sind die übrigen mit Drahtspiralen versehen. Es sind ihrer vier (grösste Länge 0,045) erhalten — davon drei auf der Tafel 14, 1—3 abgebildet —, vielleicht aber waren es ehemals mehr, denn es ist eine Nadel übrig, die zu keinem der erhaltenen Bügel passt. Die Form der Fibel und die Art der Spiralführung geht aus den Abbildungen so deutlich hervor, dass auf eine genauere Beschreibung verzichtet werden kann.

Als letzte Schmuckstücke hinzu kommen zwei silberne Nadeln (Taf. 14, 4 und 5; L. 0,155 und 0,135) mit profiliertem Kopf und durchbohrt, um sie durch Durchziehen eines Bändchens oder dgl. vor dem Verlust zu bewahren.

Unerklärlich ist, dass bei der Ausgrabung von seiten des Finders den Resten der Graburne noch weniger Beachtung geschenkt worden ist als den übrigen Fundstücken, und dass sich bei der späteren Nachforschung keinerlei weitere Reste haben auflesen lassen. So ist es gekommen, dass von der Graburne, die für die Beurteilung des Ganzen sehr wichtig hätte werden können und auch für andere gleichartige Funde zweifellos ein wertvolles Vergleichsobjekt dargeboten hätte, so gut wie nichts erhalten ist. Das einzige sind die beiden Abb. 14 beistehend abgebildeten Scherben (grösste Länge 0,08 und 0,57)¹): sie sind aus hartem, verhältnismässig fein geschlammten Ton, im Brande verschieden, dunkel — fast schwärzlich, an einigen Stellen, wo der Brand stärker ist, hell-graubraun im leichteren Brande. Das Ornament besteht in je drei kürzeren, zum Zickzack angeordneten eingedrückten Linien, zwischen denen oben (und auch wohl unten) bei der Berührungsstelle flache Mulden eingedrückt sind. Drei Linien bilden oben und bildeten auch wohl unten den Abschluss des Ornaments. Aus der Krümmung der Scherben einen sicheren Schluss auf die Form des Gefässes zu ziehen, halte ich nicht für möglich.